

je mehr sie dem Samstagvormittag entgegenrückte. Um so stärker aber mußte das Bedürfnis entstehen, die Leere der heiligen Nacht in Gestalt von kanonischen Horen einigermaßen wieder zu füllen. Die monastische Welt hat eine Matutin von zwölf Lesungen, drei Cantica und allen anderen Elementen geschaffen, die zu einer monastischen Vollmatutin gehören. Und diese Ersatzschöpfung zählt zu den schönsten der benediktinischen Frühgottesdienste überhaupt.

Solange die heilige Ostervigil ihren Dornröschenschlaf in der Samstagfrühe schlief — für die meisten Kirchen ist dies Bild gewiß nicht ungeziemend, sondern nur allzu sehr zutreffend gewesen —, wurde dieser herrliche Ersatzgottesdienst der Osterfrühe, wurden Matutin und Laudes in vielen unserer Klöster und wo man sie sonst noch festlich beging, sicher mit viel eindrucksvollerer Kraft gefeiert als der von Haus aus heiligste, erhabenste und ausdrucksvollste aller Gottesdienste, als die heilige Ostervigil.

Von daher, also einmal von der besonders dem österlichen Frühoffizium innewohnenden eigenen geistigen Schönheit, dann aber auch von dem Gesetz der Beharrlichkeit her, droht die Gefahr, daß man einer ganzen oder teilweisen Verewigung dieser Ersatzfunktionen das Wort reden wird. Man wird sich vielleicht erinnern, und wird es auch sagen, daß doch auch an Weihnachten auf den feierlichen Mitternachtsgottesdienst die Laudes folgen. Das ist gewiß wahr. Aber die Verhältnisse liegen an Weihnachten ganz anders. An Weihnachten sind das Grundgefüge des gewiß auch herrlichen liturgischen Kunstwerkes des Festgottesdienstes die kanonischen Horen. In dieses Grundgefüge sind dann, wie Edelsteine in den Goldgrund, die drei Messen des Festes eingefügt worden. Von einer Pervigilia kann da aber gar keine Rede sein. Wie anders in der Osternacht! Sie ist die Ganzvigil schlechthin. Eine solche Vigil mündet aber ihrem Wesen nach in das hl. Opfer ein. Da findet sie ihre Krönung, aber auch zugleich notwendig ihren Abschluß. Alles, was folgt, und sei es das in sich so kostbare Gebilde der monastischen Ostermatutin mit den Laudes, tut der Einzigartigkeit der Heilighnachtsfeier Abbruch und zerstört deren Wirkkraft unweigerlich. Feiern wir Matutin und Laudes da, wohin sie gehören, am Montag, am Dienstag der Osterwoche. Da stehen sie nochmals, abgesehen von Lesungen und Orationen, die eigen sind, in der ganzen gleichen köstlichen Gestalt. Der heiligen Osternacht aber sollten wir den vollen Lebensraum gönnen, dessen sie zur Entfaltung bedarf; denn auch eine Osternacht braucht ihren Raum. Von der letzten Tagesshore des Karsamstages, der Non, bis zur ersten Tagesshore des Ostersonntags, der Prim, in diesem ganzen Raum dürfte es nur Eines geben: die heilige große Ostervigil, die Mutter aller Vigilien. Dann wird alle Welt merken, daß sie wahrhaft heute noch ist, was sie ehemals war, die vere beata nox!

Odilo Heimig O.S.B.

ΛΟΞΑ ΤΟΥ ΘΕΟΥ

Das von G. Kittel 1933 begründete „Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament“ hat die Wege gewiesen und geebnet, aus einer Gesamtschau aller auf einen Ausdruck bezüglichen Stellen des Neuen Testaments zur Klarheit zu gelangen. Der Franziskaner Dr. P. Mauritius Steinheimer*) erweitert die Vorarbeit des genannten Wörterbuches und wendet die darin vorgezeichnete Methode auf die Texte der Römischen Liturgie an. Angeregt dazu war er durch die im Studienjahre 1946/47 von der Theologischen Fakultät der Universität München gestellte Preisaufgabe, die er in glänzender Weise gelöst hat. Es war nicht nur die Aufgabe einer trockenen philologischen Untersuchung gestellt, sondern es sollte auch die religiöse Bedeutung für die Liturgie geprüft werden. Demgemäß klingt die ganze Untersuchung in die Darstellung dieser religiösen

*) P. Dr. Mauritius Steinheimer O.F.M., Die Doxa tu Theu in der Römischen Liturgie. Münchener Theol. Studien, im Auftrag der Theol. Fakultät München herausgegeben von F. X. Seppelt, J. Pascher, Kl. Mörsdorf. II. System. Abt. 4. Band. München, Karl Zink Verlag 1951. XIV und 117 Seiten.

Bedeutung aus. Sie liegt darin, daß der Gottesbegriff der Liturgie, ohne sich vom biblischen zu unterscheiden, durch den steten Blick auf die *Gloria Dei* von aller Vermenschlichung und Verniedlichung ebenso rein bewahrt wird, wie von allem Rigorismus, Rationalismus und Nominalismus. Der große und unendliche, unbegreifliche und unaussprechliche Gott, dem die Chöre der Engel ohne Ende ihr Dreimal-Heilig singen, steht ehrfurchtgebietend über der liturgischen Gemeinde. Sie naht sich ihm nur in heiligem Erschauern und bittet doch in schauer-vollem Entzücken, in den Chor der Seraphim einstimmen zu dürfen. Die innerste Heiligkeit Gottes überstrahlt als seine Herrlichkeit, seine *Gloria*, Himmel und Erde und erfüllt sie mit ihrem Glanze: „Himmel und Erde sind Deiner Herrlichkeit voll.“ Ursprung dieser Herrlichkeit ist der Ewige Vater, für uns Menschen ist sie erkennbar in seinem Eingeborenen Sohne. Freilich läßt sie sich nicht schauen wie in den Theophanien des Alten Testaments, wohl aber erblickt sie das gläubige Auge. So sagt Jesus zu Martha am Grabe des Lazarus: „Habe ich dir nicht gesagt: Du wirst die Herrlichkeit Gottes sehen, wenn du glaubst?“ Jo 11, 40. Wir sehen die Herrlichkeit Gottes nicht nur im Glauben, wir haben daran auch Anteil durch Christus, so daß das Leben des Christen unter der großen Zweiheit steht: Mit Christus leiden — Mit ihm einmal in Herrlichkeit erscheinen (S. 9). Macht und Licht vereinigen sich in der Herrlichkeit Gottes, sie ist seine strahlende Heiligkeit. Christus ist in der Liturgie noch öfters als der Vater als „König der Herrlichkeit“ dargestellt, als „*Rex gloriae*“. Wir kennen dieses Wort aus dem Opferlied der Requiemsmesse. Aber auch wo nicht das Wort „*gloria*“ selbst gebraucht wird, ist sein Inhalt in anderen verwandten Worten ausgeprägt, besonders in „*claritas*“ und „*maiestas*“, mittelbar in „*magnificentia*, *splendor*, *dextera Dei*, *Deus omnipotens*, *Dominus*, *Agnus*.“ Dazu kommen die Ausdrücke „*Apparere*, *apparitio*, *adventus*, *theophania*, *epiphania*, *corona*“. Für den Freund der Liturgie ist aber am bedeutendsten der Gebrauch des Wortes „*Gloria*“ in den beiden Doxologien, der kleinen, dem „*Gloria Patri*“, und der großen, dem „*Gloria in excelsis Deo*“. Was schon seit langem hie und da schüchtern angedeutet wurde, ist hier mit allem Rüstzeug der Wissenschaft erwiesen, daß es sich nicht um Wünsche handelt, Gott möge vom Menschen her Ehre erwiesen werden, sondern um Bekenntnis und Verkündigung. Dadurch, daß wir von Kindheit an gehört und gebetet haben: Ehre sei dem Vater . . .“, unterlegen wir diesen Sinn auch dem lateinischen Text, sobald wir ihn kennenlernen. Schon Romano Guardini hat 1936 das „*Gloria Patri*“ als Bekenntnis gedeutet: „Sinnbild des Gebetes ist der Weihrauch, und gerade jenes Gebetes, das an keinen Zweck denkt, das nichts will und aufsteigt wie das *Gloria Patri* nach jedem Psalm, das anbeten und Gott danken will, weil er so herrlich ist“ (S. 59). Demgemäß hat Guardini den Schluß des 28. Psalmes, in dem Gottes Herrlichkeit im Gewitter geschildert wird und der in der neuen Psalmenübersetzung lautet: „*et in templo eius omnes dicunt: Gloria!*“ (statt wie früher „*gloriam*“), übersetzt: „O Herrlichkeit!“

Die große Doxologie, das „*Gloria in excelsis Deo*“, wird erst dann richtig verstanden, wenn ihr Beginn nichts anderes ist, als die in alle Welt hineingerufene Engelsbotschaft von der Herrlichkeit Gottes. Für den rechten Vollzug dieses Gebetes ist es notwendig, „sich stets daran zu erinnern, daß *gloria* hier nicht im Sinn subjektiver Verherrlichung steht, sondern die objektive Herrlichkeit Gottes bezeichnet, seine *Doxa*“ (S. 55). Die Engel sprechen keine Wünsche aus, sondern Tatsachen, so wie die Seraphim in ihrem *Sanctus*. Beides ist eine lobende und preisende Anerkennung einer Tatsache des im Lichtglanz sich offenbarenden Gottes. *Heiligkeit* und *Herrlichkeit* sind die innere und äußere Seite des einen göttlichen Wesens. Die Engel verkünden sie über den Fluren Bethlehems als die in der Geburt Christi nach außen hin sich offenbarende Herrlichkeit. Die noch immer gebrauchte Übersetzung „Ehre sei Gott in der Höhe!“ kann also nicht mehr zu Recht bestehen.

Mehr noch als die Umstellung, welche diese Erkenntnisse für die beiden

Doxologien erfordern, wird von dem in seinem ganzen Gehalt erfaßten Gloria-Begriff für die Grundstimmung des liturgischen Gottesdienstes überhaupt geboten. Die Sünde wird nicht in egozentrischer Selbstquälerei betrachtet, sondern als Abfall von der Reinheit des Herzens, welche der im Lichte Gottes lebende Mensch ersehnt. „Im ‚Gloria‘ der heiligen Messe entzündet sich die Liturgie an der Glut der ‚gloria in excelsis‘, um dann in ihren herrlichen Lobpreis auf Gott und seine Herrlichkeit auszubrechen“ (S. 107). Der Mensch, der von dieser *gloria Dei* bestrahlt wird, kann nicht anders, als in ihr sich freuen und in der Hoffnung leben, daß die hier auf Erden noch verhüllte Herrlichkeit im Jenseits in ihrer ganzen Glut leuchte, da ja schon hier auf Erden das heilige Mahl — *O sacrum convivium* — ein Unterpand der künftigen Glorie — ist: *futurae gloriae nobis pignus datur*.

Erhard Drinkwelder O.S.B.

LEBENDIGER CHORAL*)

Gibt es auch einen „toten Choral“? Offenbar! Denn erst dann bekommt die Bezeichnung „lebendiger Choral“ Sinn. Und in der Tat. Bis vor kurzem, man kann sagen bis zur Zeit Pius X., war der Choral tot. Die alte Choralüberlieferung war in den mittelalterlichen Neumenhandschriften begraben und für die meisten Menschen unleserlich geworden. Was gesungen wurde, war kein „lebendiger“, in lebendiger Überlieferung gepflegter Gesang; es waren verunglückte, am grünen Tisch ohne jede Sachkenntnis zusammengestellte Notenreihen mit gänzlicher Zerstörung aller überlieferten Formen. Pius X. sprach zwar das große Erweckungswort und die gelehrte Forschung bemühte sich, die Melodien aus ihrer unverständlich gewordenen Schrift auch dem heutigen Sänger zugänglich zu machen. Aber wirklich lebendig konnten sie erst werden, sobald sie auch gesungen wurden und nicht nur in ihrem neuen Notengewande wieder begraben blieben. Seit Beginn dieses Jahrhunderts ist für die Wiederbelebung der alten Melodien viel geschehen, aber das meiste bewegte sich in geschichtlichen Studien, die ja gewiß gemacht werden mußten, aber aus sich nicht imstande waren, den toten Notenköpfen Geist und Leben einzuhauchen. Diese Sehnsucht nach Leben hat jetzt Corbinian Gindele erfüllt. Er löst den Choral von seinen Fesseln, er öffnet sein Grab, er wälzt den Stein des Grabes hinweg und führt den Reigen der überlieferten Melodien heraus, um sie als würdige Teilnehmer in den Zug neuzeitlicher Melodien einzureihen. Ohne Einfluß Hindemiths, bei dem Gindele studiert hatte, wäre sein Werk nicht entstanden, jedenfalls nicht in der Form, wie es vorliegt. Aber auch nicht ohne den Einfluß der Augsburger Singschule unter A. Greiner. Im Hintergrund steht noch Kurt Thomas mit seinem Lehrbuch der Chorleitung. Es ist bekannt, daß die heutige Musikauffassung im Gegensatz zu jener des Generalbaß-Zeitalters den Gregorianischen Melodien sehr aufgeschlossen gegenübersteht. Um vor der heutigen Musikkpflege bestehen zu können, muß der Gregorianische Gesang vom heutigen Sänger nicht vom historischen Forscher betrachtet werden. Da ergeben sich nicht nur neue Ausblicke, sondern auch unabdingbare Forderungen an die heutige Choralpflege. Die erste, zwar selbstverständliche, aber lange nicht hinreichend beachtete lautet: Singen kann nur der, der es gelernt hat. Die Choralbücher sind heilige Bücher wie das Meßbuch am Altar und dürfen nicht einfach neben andere Noten „aufgelegt“ werden, um daraus etwa die Lücken des mehrstimmigen Gesanges notdürftig auszufüllen. Der „kleine“ Chor mag aus 5 bis 9 Sängern bestehen, in ihrer Mitte der Leiter, alle zum Altar gewendet. Der Leiter dirigiert mit der Hand, nicht mit der Stimme. Darauf legt Gindele mit Recht besonderen Wert und zeigt den Weg dazu. Die als Solo-Stücke komponierten Melodien müssen auch von einem Solisten gesungen werden. Eine doppelte oder gar vierfache Besetzung, wie sie mancherorts noch üblich ist, wirkt ebenso sinnwidrig und die Melodie zerstörend wie eine Doppelbesetzung einer Hauptrolle in der Oper. Niemals wird bei einer „Festvorstellung“ in der Oper der Tannhäuser wegen der Feierlichkeit gleich-

*) Gindele, Corbinian: „Lebendiger Choral“, 215 Seiten, Ln., DM 9.50. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg.